In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 32. | Posen, den 9. Februar 1928. | 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

19. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ich danke, Ruth, es geht gut,“ erwiderte er in dem gleichen Ton, beglückt, ihre laute, freudig bewegte Stimme zu hören.

„Denk' nur, wie sonderbar, Christian, Papa hat genau gewußt, daß du kamst! Ich habe es ihm nicht geglaubt und habe gezweifelt, und jetzt bist du wirklich da!“

„Ja,“ sagte Bransen. „Ich habe so stark an ihn gedacht, daß er es empfinden mußte.“

Sie gingen in den Speisesaal, der voll von Erinnerungen war. An den Wänden hingen Hirschgeweihe, Eberköpfe, Jagdtrophäen. Es hing auch das Bild seiner Mutter dort, die er schon als kleiner Junge verloren hatte.

„Wir wollen Abendbrot essen,“ sagte der alte Mann und schob seinem Sohn einen Stuhl zu.

Viel später erhob sich Ruth und ging. Bransen hatte bemerkt, wie ihr der Vater einen Blick zugeworfen hatte. Der alte Bransen saß mit schweren Augen da und stopfte sich die Pfeife. Bransen lächelte unmerklich; es war ihm, als wenn dort Herolder säße. Seine Verzweiflung hatte einer tiefen Erschöpfung Platz gemacht, die im Freien verbrachten Nächte, die langen Marschstunden, die Strapazen wirkten sich jetzt aus. Er war sehr müde und hielt sich mit Gewalt aufrecht, und vieles von dem, was sein Vater jetzt sagte, ging verloren.

Bransen stützte den Kopf in die Hände und versuchte, seine Worte zu verstehen. Er hörte Frau von Janotta sprechen. Es waren dieselben Worte, die sein Vater jetzt sagte. Er begriff mit einem Male, daß Liane wie eine Mutter zu ihm gewesen war.

Sein Vater sagte: „Der Weg nach Kanossa bleibt auch dir nicht erspart. Ich verstehe deine Motive, ich ehre sie sogar. Aber du hast gegen das Gesetz gehandelt. Darauf kommt es an. Nicht, daß du die Pistole gebraucht hast, ist entehrend, entehrend ist, daß du vor Staatsanwälten und Gerichten fliehst.“

„Die Ehre, die du von mir verlangst, kann mich das Leben kosten.“

„Nicht das Leben, Christian. Bedenke, daß dir auch in Gefängnismauern die Hoffnung bleibt.“

Bransen lächelte bitter. „Welche Hoffnung?“ fragte er.

„Die Hoffnung auf das Licht, das du vielleicht für viele Jahre nur durch ein kleines, vergittertes Fenster sehen wirst. Die Hoffnung auf Freiheit! Es soll dich der Gedanke aufrechterhalten, daß du in mir und deiner Schwester Freunde hast, die dich erwarten werden. Du sollst hoffen, noch einmal zu uns zurückzukommen, als freier Mann, der seine Ehre gerettet hat. Das Zimmer, das du als Knabe bewohnt hast, wartet auf dich. Dein altes Laboratorium wartet auf dich!“

„Mein Laboratorium,“ sagte Bransen dumpf.

„Ist das alles nichts?“ fragte der alte Mann. „Du hast dein Laboratorium doch geliebt, lieb es auch ferner! Die Einrichtung deines Wiener Studierzimmers ist uns übergeben worden, da die Wohnung beschlagnahmt worden ist. Wenn du wiederkommst, so findest du deine Arbeitsstätte vor, wie du sie verlassen hast.“ Der alte Mann brach plötzlich ab und starrte auf seinen Sohn, der mit einem wilden Schrei aufgesprungen war.

Bransen stand wie leblos da; sein braunes Gesicht war aschfahl geworden. Dann flutete das Blut in seine Schläfen zurück; er taumelte wie betrunken auf seinen Vater zu und stotterte: „Meine Aufzeichnungen . . . meine Papiere . . . sind bei dir?“ Er wartete die Antwort nicht ab, er stürmte aus dem Zimmer und schoß die Stufen zur ersten Etage hinauf, er riß eine Tür auf und stand in seinem — Wiener Arbeitszimmer.

„Gott —,“ zuckte es blitzartig durch seinen Kopf, „Gott hat mich hierher geführt —“ Dort stand das Skelett Gregor Schmariks, er sah, wie in den leeren Augenhöhlen blaue Flammen brannten. Wie er auf das Skelett zustürzte, es umarmte, an sich preßte, daß die Rippen brachen, bemerkte er, daß sein Vater ihm gefolgt war. Der alte Bransen blieb an der Tür stehen und glaubte in dem wirren Jubelgeheul seines Sohnes etwas wie aus einem Gebet zu vernehmen. In Bransen hatte sich eine Wiedergeburt vollzogen. Mit wehen und zugleich jubilierenden Blicken betrachtete er die Aufzeichnungen, die ihm nun doch die Treue bewahrt hatten. Ihretwegen hatte er Vester vernachlässigt, ihretwegen hatte Vester ihn aufgegeben, ihretwegen hatte er Vester erschossen, ihretwegen war er geflohen, ihretwegen mußte er leben! Und es war ihm ganz ernstlich, als wenn das Skelett seine Hand vorstreckte, um sie ihm zu reichen.

Der eigene Vater erkannte seinen Sohn nicht wieder. Das war nicht mehr der demütige, junge Mann, der ihn in seiner Herzensnot aufgesucht hatte! Ein Riese stand vor ihm mit brennendem Kopf und mit brennenden Augen, ein Kämpfer, den dieser Augenblick vor die Front geschickt hatte, ein harter, unbezähmbarer Gigant! Der alte Mann hatte niemals einen Menschen in solcher Freude, in solcher Wut gesehen.

„Gott hat mich schwach gemacht und mich hierher gesandt,“ dachte Bransen immer wieder. „Gott hat mir meine Kraft wiedergegeben.“

Der alte Mann fand am anderen Morgen einen Brief seines Sohnes vor: „Verzeihe, lieber Vater, daß ich ebenso plötzlich gehe, wie ich gekommen bin. Bevor ich dir gehorche, habe ich noch einen Weg zu gehen . . .“

Bransen ging seinen Weg, stärker, als er je gewesen war.

*

Bransen saß um sechs Uhr morgens in dem kahlen Wartesaal der Station Elsswerde und blickte durch das Fenster auf den Bahnsteig. Obwohl es grimmig kalt war, stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Zwischen sechs und sieben Uhr gingen zwei Züge. Der eine lief nach Zürich, der andere nach Berlin. Bransen hatte die Wahl.

Er nahm ein Geldstück, und ließ es auf den Boden fallen. Der Kopf lag nach oben: Berlin.

Und Bransen dachte: „Ich werde nach Zürich fahren.“ Das kleine Nest, in dem er sich ansiedeln wollte,

hatte er sich aus dem Kopf geschlagen; es war leichter, in einer großen Stadt unterzutauchen, und außerdem konnte er in einer Großstadt mit dem Vorhandensein von Anatomien, modernen Laboratorien, chemischen Versuchsanstalten und so weiter rechnen. Bransen stand auf und löste sich ein Billett nach Zürich. Als aber der Zug einlief, zögerte er. Der Zug fuhr ab, und Bransen saß wieder im Wartesaal. Er hatte sich die Sache überlegt: er fuhr nach Berlin. —

Das erste, was er in Berlin unternahm, war, Liane von Janotta anzurufen. Er wollte Waffenstillstand mit ihr schließen. Er wollte sich ein Jahr Freiheit ausbitten, ein einziges Jahr. Er erinnerte sich an ihren Blick — was für ein Blick war es doch? — und glaubte, sie überzeugen zu können. Er wollte ihr versprechen, sich nach einem Jahr zu stellen, so lange sollte sie schweigen, wenn sie bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. Frau von Janotta war aber noch nicht in Potsdam. Das Mädchen sagte, daß sie sich mit ihrem Gatten in Mailand aufhalte, und daß sie die Herrschaften Ende des Monats zurückerwarte. Bransen hing an und verließ kopfschüttelnd die Fernsprechzelle. Sein Instinkt war falsch gewesen. Es war unrichtig, sich dem Feind auf Gnade und Barmherzigkeit auszuliefern. Liane durfte nicht wissen, daß er in Berlin war.

Er stieg in einen Omnibus, setzte sich auf das Verdeck und fegte mit dem Ungeheuer durch den Wind. Drunten brodelten die Straßen, und das Leben brachte ihn in eine herrliche Stimmung. Er fuhr einige Male durch Berlin, und prägte sich das Antlitz der Stadt wie das einer schönen Frau ein. Er war hingerissen von dem gewaltig schlagenden Herz dieser Stadt, daß er plötzlich aufstand, die Stufen herunterraste und während des Fahrens absprang. Die Gegend, in der er war, gefiel ihm. Hier wollte er wohnen! Hier wollte er auf ein paar Monate untertauchen, bis er die Stadt mit einem einzigen Wort hypnotisieren konnte.

Er arbeitete an diesem Tag wie ein Besessener. In einer stillen Seitenstraße fand er die richtigen Räume für sich. Es war ein ehemaliges photographisches Atelier im vierten Stock, ein riesiges Glasdach, breite Tische. Die Wohnung besaß noch ein paar kleinere Zimmer, Küche, Schlafraum und nochmals vier Wände, die indes so eng aneinandergerückt standen, daß kaum zwei Stühle Platz hatten. Kaum war die Wohnung gemietet, so raste er zur Polizei, um sich anzumelden. Jawohl, Herolder. Christian Herolder aus Chioggia. Man machte ihm keine Schwierigkeiten. Nun erstand er in einem Magazin Anzug, Schuhe und etwas Leibwäsche, den Wintermantel sparte er sich auf. Er kaufte Kochtöpfe, Haushaltungsgegenstände. Vollbeladen kam er zurück. Er richtete sich ein. Die toten Räume lebten auf. Bilder, die an den Wänden hingen, nahm er ab. Er wollte keine Bilder. Bransen stürzte abermals auf die Straße. Diesmal besorgte er Retorten, physikalische Instrumente, Operationsmesser, Zangen, das Nötigste. Er plünderte Drogerien und Apotheken aus. Kurz darauf besaß er in dem ehemaligen photographischen Atelier ein Laboratorium, wie er es noch nie besessen hatte. Endlich verflog sein Rausch und wich ruhiger Ueberlegung. Er fing an zu rechnen. Herolder hatte ihm, in deutsche Valuta umgerechnet, fünfzehnhundert Mark mitgegeben, einen Teil seiner Ersparnisse. Von diesem Geld besaß er noch siebenhundertdreißig Mark. Damit konnte er sich ein paar Monate einrichten. Er sah ohne Sorgen in die Zukunft.

Dieser Umstand versetzte ihn wieder in Begeisterung. Er hatte auf einmal eine Idee. Er wollte den ersten Abend in seinem neuen Heim festlich feiern. Er kleidete sich vom Kopf bis zum Fuß um. Die Krawatte zu binden machte bereits Schwierigkeiten. Wo war ein Mensch, der unbeengt einen Kragen tragen konnte? Er hatte sich ganz entwöhnt. Schließlich stand ein etwas derber Gentleman vor dem Spiegel, ein junger Athlet, der sich in einen gutsitzenden Anzug verirrt hatte. Hierauf lief Bransen in die Küche. Er hatte von Herolder allerhand gelernt. Er stellte ein Abendbrot her à la Chioggia. Spaghetti. Dazu briet er sich ein Hammelkotelett. Im Laboratorium deckte er den kleinsten der Tische. Dann saß er sehr feierlich, teils von Erinnerungen, teils von Hoffnungen erfüllt, vor seinem Souper und trank das erste Glas Bier auf das Werden seiner Arbeit.

Das war ein komischer Abend, komisch in mehrfacher Hinsicht! Er schwebte, genau genommen, in einer Luftschiffgondel, die Wände, die Decke waren aus Glas, er befand sich mitten im schwarzen Himmel. Um ihn herum flimmerten ein paar Sterne. Wenn er aber an die Glaswand trat, blickte er auf kalkweißbeleuchtete Häuserwüsten, auf Dächer herab, in eine verdrehte, grelle Hölle. Von hier oben sah man einen Abschnitt der Tauentzienstraße, ein weißglühendes Band, wie ein Strom flüssigen Bleis. Aus ferner gelegenen Querstraßen dampften farbige Feuer.

Bransen trank das zweite Glas auf Herolder. Ferner trank er auf das Wohl seines Vaters, auf Rafaella, auf Crivelli, und plötzlich, er schenkte sich jäh ein, trank er auf Liane von Janotta! Ja, wahrhaftig, er trank auf Liane! Er saß sinnend da und fand, daß er nicht auf Liane, sondern auf Yester getrunken hatte. Es war gar kein Unterschied zwischen den beiden. Liane war wie Yester. Kurz darauf trank er abermals auf Liane.

Ja, dies war ein komischer Abend, komisch in mehrfacher Hinsicht!

In den nächsten Tagen schon empfand er seine Einsamkeit als eine drückende Last. Freilich: er arbeitete vom Morgen bis zum Abend; die Abende waren es, die ihn bedrückten. So schloß er Freundschaft mit Rudi.

Rudi war ein Knirps von neun Jahren, ein kleiner, schmutziger Junge, der Sohn des Hauswirts. Rudi erschien stets in Begleitung eines großen Schäferhundes bei ihm, und dieser Hund gewöhnte sich so sehr an die Reste seiner Kotelette und Karbonaden, daß er oft auch ohne Rudi kam. Bransen war kein Hundefreund; diesmal machte er eine Ausnahme, er duldete den Hund. Es kam sogar zuweilen vor, daß er ihn streichelte. Der Hund hieß „Wolf"; Bransen fand den Namen jedoch abgeschmackt und nannte ihn Hippokrates, obwohl „Wolf" ihm nicht den Gefallen tat, auf diese schmeichelhafte Benennung zu hören. Nun war also für die Zeit von sieben bis acht Uhr abends gesorgt: Empfang von Rudi nebst Hippokrates. Sobald die Gäste verschwanden, legte sich Bransen ins Bett oder er machte zuvor einen kurzen Spaziergang, wie er gerade Lust hatte. Er ging ökonomisch mit seinen Kräften um, gewillt, sich für die große Arbeit frisch zu halten.

Eines Morgens erhielt Rudi einen sonderbaren Auftrag. Bransen befahl ihm, mit vier Eimern, die er bereitgestellt hatte, in eine Droschke zu steigen und zum Viehhof zu fahren. Dort sollte er sich die Eimer mit Schweineblut füllen lassen. Rudi hörte ihm aufmerksam zu und wurde blaß. Seine Kinderaugen wurden starr. Aber seine Liebe zu dem großen Herrn war so gewaltig, die Freundschaft, die ihm dieser schenkte, ging ihm so sehr ans Herz, daß er seinen Auftrag, ohne eine Frage zu stellen, erledigte.

Für Bransen kam jetzt ein großer Moment. Er wollte eine Prüfung auf Herz und Nieren vornehmen. Stimmte sein Rezept? Hatte er das „Karol" wirklich gefunden? War es vielleicht nur ein Zufall, daß sein Experiment an jenem verhängnisvollen Abend klappte?

Bransen goß zwei Liter Blut in ein Gefäß und brachte es in eine Hitze von dreihundert Grad. Der elektrische Heizapparat zischte. Aus dem Gefäß stiegen Wolken, das Blut schrie, während es siedete. Er kontrollierte sein Rezept: $C_6 H_{10} O_5$! Er vermischte die milchige Glykogen-Flüssigkeit mit dem Blut. Er beobachtete schweißtriefend die sich bildenden Niederschläge. Es war so heiß zwischen den Glaswänden, daß die

Scheiben zu platzen drohten. Er braute die Lösung zurecht, genau, wie er es aufgezeichnet hatte. Es dauerte Stunden, bis er ein Fläschchen mit jener Flüssigkeit besaß, die er „Karol" getauft hatte.

Bransen riß die Fenster auf und ließ den Dampf abziehen. Er legte das Fläschchen in einen Eiskübel und verließ seine Wohnung.

Aus der städtischen Anatomie besorgte er sich ein zwei Jahre altes Herz, das, wie ihm versichert wurde, nach menschlichem Wissen nicht mehr in Tätigkeit zu versetzen war. Bransen schritt erregt heim.

(Fortsetzung folgt.)

Eine ganz gewöhnliche Petroleumlampe.

Die Erzählung eines jungen Mannes.

Von Sigismund von Radecki.

Das elektrische Licht fiel goldgedämpft auf den Schreibtisch, der Seidenschlafrock wärmte wie ein junger Kater, und meine Füllfeder malte soeben mit tiefblauer Innigkeit die Worte „Meine Liebe zu Dir ist unwandelbar wie — —" an ein Mädchen aufs Briefpapier, als es plötzlich, zum Teufel, klopfte.

Eine Baßstimme: „Rohrpost!"

Von jenem Mädchen. Daß es sich das Leben nehme. Wegen widriger Lebensumstände. Sie sei bei Eintreffen des Briefes bereits eine Leiche.

Dieses passierte um genau halb neun Uhr, wobei die ganze Gemütlichkeit flötenging. Was nun folgte, war ein Sprung auf die nächste Elektrische, von dort auf das nächste Auto, und dann ein Gehetze mit Vollgas durch die neblig-kalte Nachtluft, bis der Wagen mit einem Ruck hielt. Vor einem mächtigen Torbogen in der Alten Jakobstraße.

Jetzt noch ein Stolpern durch den finstern Hof, ein keuchendes Hinaufrennen der drei schmutzigen Treppen — und ich konnte endlich die heisere Glocke ziehen. Leise öffnete sich die Tür der Nachbarwohnung, leise ließ sie durch den Spalt eine spitzige Nase und zwei spitzige Augen — Augen wir Schlangennester — zum Vorschein kommen. Keine gute Vorbedeutung. Endlich schlurfte es unwillig an die angeläutete Tür heran. Hinter einem zweizölligen Spalt blitzte das dumme Auge einer Frau Prosfurek, Zimmer mit Morgenkaffee, auf.

„Ist Fräulein Anni zu Hause?"

Die Pantoffeln schlurften wortlos ab. Eine Pause. Endlich ein winselnder Aufschrei, und jetzt trappelten die Pantoffeln ganz schnell wieder heran. Die Tür wurde weit aufgerissen.

„Das Fr . . . Fräulein hat sich . . . oi, ich hab Angst . . ."

Ich stieß die Alte zur Seite und lief ins Zimmer. Es war stockdunkel. Im goldroten Streichholzlicht lag eine schwarze Gestalt starr auf dem Fußboden. Ich griff zitternd nach der Lampe auf dem Tisch, um sie anzuzünden. Der Zylinder war heiß, ich hätte mich fast verbrannt, doch darauf achtet man nicht in solcher Erregung.

Auf dem Tisch standen zwei stumme Zeugen: ein Bierglas mit dem Bodensatz einer gelblichen Flüssigkeit und daneben ein Paket „Rattengift" mit der Abbildung einer toten Ratte (deren Bauch geschwollen war).

Der dritte Zeuge, das Mädchen, war sehr schwer aufzuheben. Sie lag wie aus bleichem Marzipan, ohne Herzschlag. Unterdessen war die Frau Prosfurek herangeschlapft, hob beide Arme steif zur Zimmerdecke und schrie in eingelerntem Tonfall:

„Daß mir in meiner anständigen Wohnung so was —!"

„Ich hole den Arzt. Schnell den Hausschlüssel her: jetzt nach neun ist das Tor zugesperrt. Schnell doch, sag ich!!"

Mit schlotternden Verwünschungen gab sie ihn her. Der Torweg war dunkel wie ein Walfischbauch. Richtig, man hatte zugesperrt.

Merkwürdig, der Schlüssel paßte, und doch ließ er sich nicht völlig hineinschieben. Zum Teufel, von draußen steckte ein anderer Schlüssel im Schloß! Ich rüttelte an der Klinke und brüllte: „Aufmachen!"

Dunkelheit. Stille.

Plötzlich fing das Schlüsselloch selbst zu wispern an; ein gleichmütiges Stimmchen drang von dort heraus:

„Warten Sie etwas. Mir ist der Schlüssel abgebrochen. Ich lasse gleich öffnen."

Was es alles gibt, dachte ich im Dunkeln. Hier stirbt ein Mensch, und dort bricht der Schlüssel ab... Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein. — In der Aufregung hört man das Blut hinter den Ohren singen.

Jetzt kam etwas ganz Verrücktes: das Tor wurde im Ruck aufgerissen, eine Blendlaterne und drei Dienstpistolen starrten mir ins Auge und eine Stimme brüllte:

„Hände hoch!"

Ganz wie im Kino.

Ich hob die Arme — zum Staunen war keine Zeit — steif in die Höhe. Ähnlich wie vorhin jene Frau Prosfurek.

Vier Hände betasteten mich gleichzeitig nach Waffen, und eine Stimme schnarrte (dieselbe vom Schlüsselloch):

„Ich mache Sie darauf aufmerksam . . . beim geringsten Widerstand . . . von der Waffe Gebrauch . . .!!"

„Tun Sie, was Sie wollen, aber schicken Sie schnell einen Arzt auf Nummer drei, dort liegt jemand im Sterben!" — rief ich und fühlte mich sehr geschmeichelt, daß man mich für so gefährlich hielt.

„Wird besorgt," sagte ein Polizist und griff mich fest am Arm. „Kommen Sie zur Wache. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich beim geringsten . . . von der Waffe Gebrauch . . . usw." (Das Lied kannte ich bereits.)

Wie ein Verbrecher wurde ich schräg über die belebte Straße aufs Revier geführt. Alle Leute sahen mir verächtlich und schaudernd ins Gesicht.

Auf dem Revier kam eine Reihe Polizisten auf mich zu. Er und so viel blonde Bürsten und wasserblaue Augen. Es sah wie Deputation aus. Der vorderste bewegte einen dicken Vierkantknüppel so gewissermaßen spielerisch in den Händen und hoffte, daß ich „renitent" werden würde. Statt dessen zog ich mein Etui und wollte rauchen, was mir barsch untersagt wurde. Da bot ich ihnen automatisch Zigaretten an. Jedes Glied der Deputation nahm sich mit gemurmeltem „Ich bin so frei" eine heraus, so daß ich die letzte unbehindert anstecken konnte.

„Das Frollein war wohl deine Braut?" — sagte einer und schaute mir professionell-kameradschaftlich in die Augen. Er wollte sich irgendwie für die Zigarette revanchieren.

Daß ich sie gemordet hatte, schien ausgemacht. Alles behandelte mich achtungsvoll: ich genoß die Ehren eines echten, patentierten Mörders. Was war das nun mit mir — ich hatte doch noch eben so gemütlich am Schreibtisch gesessen! Eine spitzige Nase mit Augen wir Schlangennester, ein totes Mädchen, drei Revolvermündungen — das alles wirbelte mir im Kopfe herum. Warum war die Lampe so heiß gewesen —?

Jetzt waren meine Personalien festgestellt, und ich wurde wieder als Mörder durch drei Straßen zu einer Art Untersuchungskommissar geführt. Dieser Aktenstaubsauger sah wie eine feiste Schildkröte aus. Bei jeder Frage schoß er mit dem Faltenhals aus dem Panzer seines steifen Kragens vor. Er wollte mir gut zureden, daß ich das Mädchen vergiftet hätte. Aber er war ungefährlich, wie alle Schildkröten, — sein Deutsch mangelhaft und seine Logik subaltern. Er hätte mir auch nichts beweisen können, wenn ich wirklich der Mörder gewesen wäre.

Ich griff mechanisch in die Tasche, fand dort ein Papier und hielt es ihm vor die Nase. Es war der Rohrpostbrief.

Während die Schildkröte seine Hornbrille auf den blauroten Höcker setzte, tauchten aus den umliegenden Türspalten sechs Dienstschädel mit Federhaltern hinterm Ohr auf. Mit Rücksicht auf dieses Publikum sperrte sie bereits den Mund auf, um laut vorzulesen, als ich aufsprang und mir das mürrisch verbat. Die sechs Dienstschädel verschwanden. Die Schildkröte sperrte den Mund wieder zu und zog sich in ihren Kragen zurück.

Der Brief genügte. Ich war frei.

Der Polizist im Vorzimmer hob die Hand an den Helm und meldete, daß das Mädchen bereits im Spital und außer Lebensgefahr sei. Jetzt erst bekam ich Angst um sie, vorher hatte ich dazu keine Zeit.

„Warum bin ich verhaftet worden?"

„Auf Beschuldigung der Nachbarin. Sie alarmierte die Feuerwehr und Polizei und schrie, daß der Mörder noch in der Wohnung sei."

So, so, die Nachbarin, — dachte ich, als ich ins Auto stieg: — die Augen wie Schlangennester, richtig. Muß die Frau froh gewesen sein, sich einmal gründlich auswirken zu können!

Die schnelle Nachtfahrt war herrlich. Aber irgend etwas arbeitete in meinem Kopf. Meine Gedanken kreisten geblendet wie Mücken um irgend etwas, um eine Petroleumlampe . . .

Im gemütlichen Zimmer fiel das Licht goldgedämpft auf den Schreibtisch. Die Uhr zeigte halb elf: wie schnell doch die Zeit vergeht. Der Seidenschlafrock wärmte wie ein junger Kater. Dort lag noch der angefangene Brief: „Meine Liebe zu Dir ist unwandelbar wie —". Langsam schraubte ich meine Füllfeder auf, um weiterzuschreiben.

Richtig — da fiel es mir ein: die Lampe, die Petroleumlampe war ja noch ganz heiß gewesen! Also war sie soeben ausgelöscht worden. Von der Selbstmörderin. Doch wenn man sich tötet, löscht man nicht erst die Lampe aus. Das tut man nur, wenn man andere erschrecken will. Wann kann man Rattengift ohne Gefahr schlucken? — Wenn man sicher ist, daß der Arzt sogleich geholt wird, wenn man den jungen Mann, den man per Rohrpost benachrichtigt hat, bereits draußen auf der Treppe klingeln und sprechen hört: — dann, meine Damen, dann ist es Zeit, das Glas herunterzustürzen, die Petroleumlampe auszulöschen und sich platt auf den Boden zu werfen! — — —

Bei diesem Punkte meiner Ueberlegung angelangt, schaute ich erstaunt auf den angefangenen Satz: „Meine Liebe zu Dir ist unwandelbar wie — —", und schraubte meinen Füllfederhalter langsam wieder zu.

Neues aus der Bergstadt.

Nicht der Umstand, daß die „Bergstadt" von Paul Keller herausgegeben wird, verleiht dieser Zeitschrift ihr besonderes Gesicht, sondern, auch daß der schlesische Dichter in ihr regelmäßig mit Beiträgen vertreten ist. In dem uns vorliegenden Februarheft schildert Paul Keller mit viel Witz und noch mehr Humor einen „Ausflug nach dem Orient". In seiner behaglichen und besinnlichen Art erzählt er hier vom sterbenden, aber auferstehenden Morgenland, von dem feiner Märchen-

herrlichkeit entkleideten Stambul, von der Befreiung der Frau und von Kemal Pascha, dem Schöpfer der neuen Türkei. Aus dem übrigen Inhalt des reichhaltigen Heftes erwähnen wir an erzählenden Beiträgen den Roman „Die sieben Geier" von Anna Hilaria von Eckhel, ein Hohes Lied gütigen Frauentums, die symbolhaftdämonische Erzählung „Der kaschubische Spielmann" von Hans Franck und die psychologisch sehr interessante, mit einem Kriminalfall verknüpfte Novelle „Das Fenster" von Liesbeth Dill. In einem mit Bildnissen berühmter Zeitgenossen illustrierten Aufsatz plaudert der bekannte Porträtzeichner Prof. Emil Stumpp von den Mühen und Schwierigkeiten seiner „Kopfjagden", Honoré Daumiers Bedeutung als Maler umreißt Fritz Hellwag in einem gut illustrierten Beitrag, in einem mit vielen interessanten Bildern geschmückten Aufsatz „Mode und Modetorheiten" führt Edith Machill die Leser durch ein Jahrhundert modischer Entwicklung, während die Kölner Zeichnerin Lotte B. Prechner in Wort und Bild eine lustige Wanderung durch die Stätten der „Volksbelustigung" macht. Unterhaltung und Belehrung zugleich bieten die gleichfalls illustrierten Abhandlungen „Vom Schöps und seiner Wolle" und von der „Vogelwarte Rossitten". Der „Bunte Bogen" des Heftes bietet amüsante Anekdoten und Kurzgeschichten, und auch sonst gibt es in dem Heft noch allerhand Unterhaltungsstoff für müßige Stunden. Die Kunstblätter des Heftes, darunter die farbige Wiedergabe eines Gemäldes des bekannten Tiermalers Wilhelm Kuhnert, sind mit feinem Geschmack und sicherem Gefühl für künstlerische Werte ausgewählt. Die Musikbeilage bringt ein reizendes Menuett von Otto Schinke.

Der resolute Kant.

Der große Philosoph von Königsberg, Kant, war im Verkehr ein sehr höflicher und rücksichtsvoller Mann, aber wo er eine Verletzung des Anstandes bemerkte, konnte er sehr resolut werden. Das zeigte sich bei einem Vorfall, den uns ein Zeitgenosse überliefert hat. Kant saß einmal im Wirtshaus mit Freunden an einem Tisch, an dem sich auch andere fremde Gäste befanden. Als eine Schüssel mit Gemüse vor Kant hingesetzt wurde, ergriff ein ihm gegenübersitzender fremder Herr das auf dem Tisch stehende Näpfchen mit gestoßenem Pfeffer und schüttete den Pfeffer über die Schüssel aus, indem er sagte: „Dies Gemüse eß' ich gar zu gern recht gepfeffert." Augenblicklich nahm Kant seine Schnupftabakdose aus der Tasche und leerte sie über die Schüssel aus mit den Worten: „Und ich eß' es gar zu gern mit Tabak."

Der Wauwau.

Der alte General von Barnekow war Kommandierender des I. Armeekorps in Königsberg gewesen. Die Truppe nannte ihn den Wauwau, warum und weswegen wird sich wohl männiglich denken können.

Also der Wauwau besichtigte einmal weit draußen auf dem Exerzierplatz eine Landwehrkompagnie. In seiner Art fuhr er auf den Flügelmann los:

„Wie heischt du und wasch bischt du?"

„Freiherr v. Senden, Rittergutsbesitzer, Euer Exzellenz!"

„Hm, hm." Der Wauwau wandte sich an den Nebenmann. „Und Er?"

„v. Kalkreuth, Assessor, Euer Exzellenz!"

„Scho, scho — der Nächste! — und Schie?"

„Buttjereit, Kutscher beim Baron v. Senden, Euer Exzellenz!"

*

Die Besichtigung ging dann los; und da so etwas nun mal dazu gehört, fing es erst schüchtern, dann heftig an zu regnen, schließlich goß es mit Mollen.

„Laschen Schie doch mal meinen Mantel ausch dem Hotel holen," sagte der Wauwau zum Führer der Landwehrkompagnie. „Der Mann scholl aber ruhig gehen, nicht laufen!"

Natürlich wetzte der Mann, der den Auftrag bekommen, wie von der Tarantel gebissen, los.

„Isch habe doch auschdrücklich befohlen, der Mann scholl nicht laufen!" fuhr der Wauwar den Häuptling an. „Laschen Schie dasch dem Mann schofort schagen!"

Nun sauste der Zweite los — Beine in der Hand — was er winden konnte, den anderen einzuholen. Doch der konnte besser.

„Himmeldonnerwetter!" schrie der Wauwau.

Also schickte der Hauptmann in seiner Not noch einen, dann noch einen und noch und noch — die ganze Kompagnie lief schließlich, einer hinter dem anderen, dem Städtchen zu, und man sah nur noch den Wauwau, einsam auf weiter Flur die Hände über seinem grauen Haupte ringen:

„Nun laufen schie alle!" P. v. Z.

Zum Kopfzerbrechen.

Ergänzungsrätsel.

Werden die nachstehend angedeuteten Wörter sinngemäß ergänzt, so ergeben die eingesetzten Lettern, der Reihe nach abgelesen, eine aktuelle Meldung aus Amerika.

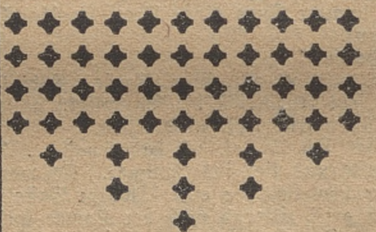
. . . . ur = juristischer Begriff; P . . l . = Schmuck; P . i . . = geistlicher Würdenträger; . . i . = Brudermörder; R . . . = Gemüse; E . . . = Planet; . ai . . = jugendliche Schauspielerin; K . . . s = geometrische Linie; . e . . e = Weinrest; S . i . = Mineral; Pu . z . . = ungarische Steppe; . . h . . = griechische Hauptstadt. R. S.

Kreuzwort-Rätsel.

Senkrecht: 1. Indischer Bettelmönch. 2. Weibliches Haustier. 3. Ausdruck beim Kartenspiel. 4. Schachfigur. 5. Bühnenaufzug. 6. Schwefelsaures Salz. 8. Gebirgs-Viehweide. 10. Bündnis. 12. Feuerzeug. 15. Rheinisches Hochland. 17. Waldgott. 19. Raubfisch. 20. Beginn eines Wettrennens. 21. Nebenfluß der Donau. 22. Zwiebelblume. 25. Wildkatze. 24. Unternehmen. 25. Schreibflüssigkeit. 28. Wehlaut. 30. Hilfszeitwort. 32. Englisches Getränk.

Wagerecht: 1. Drama von W. v. Goethe. 4. Malaiischer Volksstamm. 7. Alkoholisches Getränk. 8. Stadt in Sachsen. 9. Frauengestalt aus „Nibelungen". 11. Nebenfluß von 18. 13. Märchengestalt. 14. Trockenes Gras. 16. Teil eines lebenden Körpers. 18. Deutscher Strom. 20. Kleiner Fisch. 23. Asiatisches Hochland. 26. Englische Zahl. 27. Schweizer Kanton. 28. Türkischer Name. 29. Afrikanischer Strom. 31. Landeinteilung. 33. Hauptbeschäftigung unserer Kleinen. 34. Schichtkuchen. 35. Ortsveränderung. . . es.

Geograph. Figurenrätsel.



An Stelle der Kreuze setze man die Buchstaben a a a a a a a a b b e e e e e e e f g g g h i i l l m n n n n n n n o ö r r r r r r r s s t u u u ü w z derart, daß die senkrechten Reihen folgende geographische Namen ergeben: 1. Fluß im Gouvernement Petersburg. 2. Stadt in der Lüneburger Heide. 3. Durch Segelflüge bekanntes Gebirge. 4. Hansestadt. 5. Russisches Gebirge. 6. Stadt in Oberschlesien. 7. Thüringische Stadt. 8. Dalmatinische Hafenstadt. 9. Rechter Nebenfluß der Donau. 10. Stadt in Brandenburg (Großfunkstation. 11. Schweizer Kanton. Bei richtiger Lösung nennt uns die obere wagerechte Buchstabenreihe eine moderne Automobil-Rennbahn. K. Pl.

Besuchskarten-Rösselsprung.

	C	F	C	
	H	E	Ü	
K	R	✱	E	I
	D	R	R	
	T	I	R	

Vorstehender Rösselsprung stellt die chiffrierte Visitenkarte eines deutschen Dichters dar.

„Guten Appetit".

Ich hatt' 'nen Käse mir gekauft,
Der nach dem Rätselwort getauft;
Er hat mir köstlich auch geschmeckt,
Bis ich in ihm das Wort (verkehrt) entdeckt. K—n.

*

Auflösung Nr. 5.

Rösselsprung: Der große Mann geht seiner Zeit voraus, — Der Kluge geht mit ihr auf allen Wegen, — Der Schlaukopf beutet sie gehörig aus, — Der Dummkopf aber stellt sich ihr entgegen.

Gegensatzrätsel: Wolfgang Amadeus Mozart (geb. am 27. 1. 1756).

Besuchskartenrätsel: Königsberg.

Diamantaufgabe: M. Hai. Naxos. Persien. Kirschbaum. Max Schmeling. Silvester. England. Seife. Inn. G. = Max Schmeling.

Tier und Pflanze: Gemse — Gemüse.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.